Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 32 (1990)

Artikel: Tagebuchblätter aus dem Tornister 1939-1945

Autor: Mohler, Hans

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-550263

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.12.2025

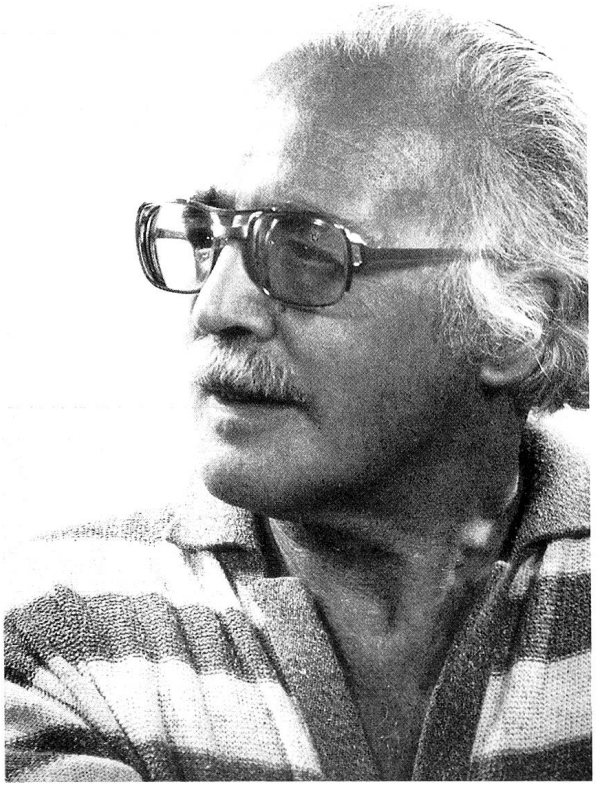
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Tagebuchblätter aus dem Tornister 1939–1945

von Hans Mohler

Eine Gratulation

Am vergangenen 25. Oktober feierte Hans Mohler im trauten Masein, wo er auf letzten Herbst sein neues Haus bezogen hat, den siebzigsten Geburtstag. Beide Begebenheiten, der Domizilwechsel und sein Eintritt in das Alter der letzten Reife, vereinigen sich und symbolisieren gleichzeitig das Dasein dieses Dichters. Seine Rückkehr verhilft ihm dazu, seine geliebte Heimat, das Land seiner Herkunft, seiner Knaben- und Jugendzeit sowie den Boden seiner ersten literarischen Versuche im vorgerückten Alter neu bewohnen zu dürfen, und sein Geburtstag wird ihn dazu beflügeln, seine letzten schriftstellerischen Pläne in der Stille der heimatlichen Bergwelt noch zur Reife zu bringen. Nach frühen Erfolgen, die ihn namentlich mit der herrlichen Erzählung «Ein Hirtensommer» an die Spitze der jungen Literaten stellte, und ihm u.a. auch das Präsidium des schweizerischen PEN-Clubs eintrug, trennte er sich von den nachstossenden Arrivierten, um in aller Ruhe und ohne falsches Erfolgsstreben an seinen grossen Werken arbeiten zu können. Der ausgezeichnete «Georg Jenatsch»-Roman entstand, auch wenn er zunächst eigentlich nur von wenigen Berufenen als Meisterwerk erkannt wurde. Später gestaltete er aus den Eindrücken der Grenzbesetzung sein «Regimentsspiel», ein Werk, welches sofort das uneingeschränkte Lob von Kennern empfing, so u.a. eines Alfred Andersch, der von ihm als einem «Glücksfall für die deutsche Literatur» sprach. Zwischenhinein entstanden weitere



Arbeiten. Doch vollzog sich sein Schaffen nach wie vor in der Stille, fern vom literarischen Gewäsch der verschiedenen Zirkel. Mohler war und ist in diesem Sinne ein Konservativer, wenn auch alles andere als ein Zurückgebliebener, ein Literat, der darum bestrebt ist, den ewigen Werten jeder Kunst nachzueifern, der Suche nach der Wahrheit in der Form höchster Ausdrucksfähigkeit.

Nachdem der Calven-Verlag den denkwürdigen «Jenatsch» der Gegenwart neu zugänglich machte, soll im kommenden Frühling als weiterer Band eine Trilogie von Kriegsromanen erscheinen mit dem «Regimentsspiel» als Hauptwerk. Weitere Bände mit den wichtigsten Zeugnissen seines Schaffens sollen folgen.

Mit dem Grenzbesetzungsroman «Regimentsspiel» verbinden sich unsere Erinnerungen an die Geschehnisse des Zweiten Weltkrieges. Hierüber hat Mohler selbst lange auch in Form eines Tagebuches memoriert. Wir freuen uns, im folgenden hieraus einige Abschnitte unsern Lesern vorlegen zu können. M.

St. Gallen, 3. September 1939

Ich begreife das nicht: Abtreten um acht Uhr, zurück im Kantonnement (Turnhalle Engelburg) wie gewohnt um halb zehn, und es ist Krieg! Krieg in Polen! Krieg im Westen vielleicht auch schon, nur wissen wir es noch nicht. Der Grenzschutz ist seit letzten Dienstag aufgeboten. (Hätte ich meine Rekrutenschule wie ursprünglich vorgesehen im Frühling gemacht, wäre ich seit Dienstag auch im Dienst.) Der General ist gewählt. Ich finde es prima, dass er ein Welscher ist, der hat bestimmt keine deutschen Sympathien wie im letzten Krieg General Wille. Seit gestern mobilisieren sie, wir mussten schon am Morgen die Kaserne in Herisau freimachen. Als wir abmarschierten, strömten sie in Scharen dem Kasernenplatz zu, manche brachten Pferde mit, einige Autos waren auch aufgestellt, Privat- und Lastwagen. Was sich da neben mir Richtung Appenzellerland in Bewegung setzt, ist ein Landwehrbataillon, und wir Rekruten stehen am Strassenrand, nehmen Stellung an vor der Fahne und haben Ausgang bis am späten Abend!

Ein wunderschöner Spätsommertag in beschränkter Freiheit. Wie hätte ich es vor zwei Wochen genossen, das Fahrsträsschen zum Sittertobel hinabzuwandern. Jetzt lag wie ein Schatten auf der Welt, und die Sonntagmorgenstille kam mir fast unheimlich vor. Das ist nun schon seit zehn Tagen so, seit dem Pakt, den Hitler mit den Russen geschlossen hat. Alles duckt sich, alles wagt kaum zu atmen. Sie haben die Welt in die Zange genommen, seit vorgestern spritzt das erste Blut. – Polen ist weit, sagen die andern, wenn er den Korridor hat, Danzig hat, Oberschlesien hat, gibt er Ruhe. Gibt er wirklich Ruhe? Vor einem Jahr, als es um die Sudeten ging, hiess es: – Das ist die letzte territoriale Forderung, die ich an Europa zu stellen habe. Weniger als ein halbes Jahr später besetzte er die Tschechei. Vielleicht hat er sich diesmal verrechnet, vielleicht ist er nicht auf einen Zweifrontenkrieg vorbereitet und muss eine blutige Lehre einstecken. Das ist meine ganze Hoffnung. Doch das braucht Jahre. Unsere schönsten Jahre. Keine Velotour um die Ostsee herum nächsten Sommer, wie ich sie einmal geplant habe. Die Welt hat sich verengt, die Freiheit ist eingeschrumpft. Was anderes bleibt uns übrig, als diesen kleinen Freiheitsrest zu bewachen und zu hoffen, es bleibe uns erspart, ihn verteidigen zu müssen.

Sie sind sehr ernst, diese alten Soldaten. Der Hauptmann auf seinem Braunen ist bleich, obwohl ihm der Schweiss unter dem Helm herabrinnt. Die haben noch ganz andere Sorgen als wir Jungen. Wissen sie überhaupt, dass der richtige Krieg ausgebrochen ist, nicht nur ein Grenzkrieg in Polen? Ich wusste am Morgen auch noch nichts, und wenn ich nicht gleich zu Messmers gegangen und zum Mittagessen eingeladen worden wäre, wüsste ich auch nicht, dass vor zwei Stunden das Ultimatum der Westmächte abgelaufen ist.

Die Aufregung in der Kaserne, vorgestern bei der Tagwache. Die Unteroffiziere haben einen Radio in ihrem Schlag. Um halb sechs Fanfaren, Sondermeldungen, Marschmusik zur offenen Tür heraus, ununterbrochen: Beschiessung der Westerplatte durch ein Kriegsschiff, Vernichtung der polnischen Luftwaffe auf den Flugplätzen, planmässiger Vormarsch auf allen Frontabschnitten. Um zehn Uhr, als wir im Waschraum die Gasmasken auf Dichtigkeit geprüft hatten, kam die Hitlerrede: – Seit heute früh wird zurückgeschossen. Sonst mehr oder weniger ein wüstes Geschrei wie immer.

Manche meinen, unsere Rekrutenschule, die erste, die vier Monate dauert, werde abgekürzt. (Wa moansch Sepp, gömmer bald hoa? fragt der Diepoldsauer Kuster seinen Bettnachbar Städler mindestens fünfmal im Tag.) Wir werden ja nachher weitermachen müssen, wer weiss, wie lange. Verfluchter Krieg! Verfluchte Nazibande! Hoffentlich rennt ihr euch möglichst bald den Schädel ein! (Max Richter ist kein Nazi und muss trotzdem mitmachen. Auch Hansjürg Staudinger ist kein Nazi.)

Früher entlassen werden, ich hätte nichts dagegen. Nichts mehr zu tun haben mit diesem Rüpel Schiltknecht. Das ist mindestens ein halber Nazi. Jedenfalls ein Sadist. Ich begreife nicht, wie so einer Instruktor werden konnte. Wahrscheinlich haben sich keine besseren gemeldet.

Häberling will auch Instruktor werden. Soll das ein Lebenszweck sein? Dieser Schiltknecht meint, er sei jemand, früher war er Hilfsarbeiter in einer Färberei, hat dort Farbkübel ausgewaschen, Peter Feltscher weiss es ganz genau, er hat mit ihm die RS gemacht. Soldatisch war er unter null, musikalisch nicht viel besser, dazu ein hundsmiserabler Kamerad. Das glaube ich sofort. Seine überlangen Adjutantenschnüre, sein Offizierssäbel, den er eigentlich gar nicht tragen dürfte, genauso, wie er nicht verlangen dürfte, dass wir ihn mit «*Herr* Adjutant» anreden müssen. In Wirklichkeit ist er niemand, eine Vogelscheuche für Rekruten, die Offiziere machen sich über ihn lustig. Sein rosiges Säuglingsgesicht, seine Wurstfinger in Handschuhen, mit denen er uns auf den Becher des Instrumentes schlägt, wenn wir ihm vorblasen. – Hebet Si Ihren Scherbe ans Arschloch, s chunt ufs gliich use, sagte er Schelbert. (Schelbert hat wirklich keinen guten Ton, viel zu viel Luft geht daneben.) So einer müsste in einen richtigen Krieg, um den wäre es nicht schade. Nur noch vier statt zehn Wochen den vor der Nase haben Tag für Tag, das wäre ein Lichtblick.

St. Gallen, 11. November 1939

Das dauert und dauert. Auf was warten wir denn noch? Alle sind beisammen, auch der Oberleutnant und der Feldweibel. Die Kaserne ist leer. Man hat uns alles ausgeteilt, Sold, Dienstbüchlein, Aufgebot (20. November 12.00 in Chur, Rossboden). Die Säcke und Instrumente liegen ausgerichtet am Boden. Wir müssten nur aufpacken und wären bereit für die letzte Achtungsstellung.

«Kchopral Egli, kchömet Si da here.» Der Adjutant! Was will denn *der* noch? Sein Walten hat ein Ende. «Gseched Si nöd, dass Ihri Lüt nünt z tue hend? Mached Si Vorbeimarschieren mit Gruss, kchame nöd gnueg üebe, es wird hundsmiserabel ggrüesst i letschter Zit, schlapp, unsoldaatisch.»

«Zu Befehl, Herr Adjutant. Spiel, in Einerkolonne – Sammlung!»

Gerade schneidig ist diese Sammlung nicht. Alle grinsen. Die Offiziere schauen von weitem zu und schütteln lachend den Kopf. Einer, der winzige Leutnant Scherli, tippt sich an die Stirn.

«Sie!»

«Herr Adjutant, Trompeter Zeller.»

«Das isch kchän Gruess, das isch am Kchopf kchratzet. Gönd Si hindere.»

Zeller trollt sich.

«Lueged au daas aa! E Hand wie en Nussgipfel!»

«Herr Adjutant, Trompeter Kürsteiner.»

«Mached Si s Brettli, wien ich Si s glehrt ha. Nöd uusträje, Himmelherrgott, kches Fleckchli vo der Handflechi törf me gseh. Wenn Sie s jetz no nöd kchönnet, wer zeigts Ihne denn no?»

Er ganz sicher nicht mehr!

«Schliichet Si nöd eso puuremääsig dervoo!»

«Heer Adidant, Trompeter Fässler.»

«Schwung, Rasse, Haltig: Nünt meh ume, kche Schpuur meh ume. Passet Si uuf, ich schtegg Si nonemol in e Regruteschuel. Si händs pitter nöötig.»

«KOMPANIE – A D SECKCH!»

Der Feldweibel! Gottseidank! Gott sei Dank!

Tinzen, 16. Mai 1940

Also, an dem Gerücht ist nichts. In keinen Nachrichten, nicht in den deutschen, französischen oder englischen, ist davon die Rede, Italien sei in den Krieg eingetreten. (Gestern hiess

es hier einmal, die Italiener seien schon im Puschlav.) Der Radio war meine Idee, ohne ihn wären wir überhaupt nicht informiert. Wenn wir aber wirklich heute dislozieren, muss ich ihn zurückschicken. Ich kann ihn unmöglich mitnehmen.

«Was hast du von Frankreich gehört?» (Zinsli war in der Küche.)

«Nicht viel Gutes. Die Nazis haben bei Sedan einen Brückenkopf an der Maas.»

«Ist das noch vor der Maginot-Linie?»

«Gerade dort hört sie auf.»

«Und dann?»

«Die Franzosen behaupten, sie seien geländemässig im Vorteil, die Deutschen könnten den Brückenkopf unmöglich halten.»

«Wenn sie dort nicht durchbrechen, probieren sie es bei uns. Sie haben im Schwarzwald eine ganze Armee. Kannst mir glauben, wir müssen nach Basel.»

«Kabis. Diese Armee hätte uns vielleicht angegriffen, wenn die Holländer nicht nachgegeben hätten, aber die haben ja kapituliert. Komm, wir packen den Radio ein.»

Plazi kommt. Er ist bleich. Kunststück, er ist verheiratet und hat drei Kinder. Rasiert hat er sich auch nicht.

«Hans, du bleibst vorläufig im Wachtlokal. Wenn du siehst, dass die Kompanie unten an der Julia sammelt, schreibst du ins Journal: Wache aufgehoben und die genaue Zeit. Dann kommst du zu uns. Das Journal gibst du dem Feldweibel ab. Du Zinsli kommst mit mir.»

«Einer muss aber den Radio auf die Post tun, ich kann ja jetzt nicht weg.»

«Mach du das, Zinsli. Wart, wir schalten ihn schnell nochmals ein.»

Unverständliche Stimmen, Musik, Gedudel, Gepfeife. Jetzt das Traritrara der Deutschen vor einer wichtigen Meldung. Da kommt sie: «Grossdeutscher Rundfunk. Wir geben eine Sondermeldung des drahtlosen Dienstes durch. Einheiten des neunzehnten Panzerkorps sind aus den Brückenköpfen beiderseits Sedan ausgebrochen und haben Montcornet, fünfundsechzig Kilometer westlich Sedan, erreicht. Der Vormarsch geht weiter.»

Plazi dreht den Knopf. «Mehr brauchen wir nicht zu wissen. Jetzt sind die Franzosen geliefert. Pack ein, Zinsli.»

Also Durchbruch. Nach Polen, Dänemark, Norwegen, Holland, Belgien nun auch Frankreich am Boden. Kann denn nichts diese Nazibestien aufhalten? Wann hört das einmal auf? Vielleicht gibt's jetzt bald Frieden, aber lieber keinen als so einen. Das Hakenkreuz von der Memel bis zum Atlantik und vom Nordkap bis zum Mittelmeer: Das ist der Friede eines Konzentrationslagers. Uns holt er zuletzt auch noch, aber wenn er kommt, dann schmeisse ich meinen Scherben weg und schnappe mir den erstbesten Karabiner. Lebend soll er mich nicht bekommen, das garantiere ich, und ein paar von seinen Kreaturen nehme ich mit! So billig wie Dänemark oder Norwegen wird er uns nicht einsacken können. Übrigens ist das geschichtlich so widersinnig als möglich. Man kann Grenzen nicht einfach auslöschen. Aus Dänen, Norwegern und Franzosen werden nie Deutsche. Aus Schweizern auch nicht, nicht einmal aus Elsässern. Einmal wird er den Bogen überspannen, und dann kracht's überall. Es gab einmal ein Römerreich. Wo ist es heute? (Mussolini, ha!) Es gab einmal einen Napoleon. Wo ist sein Empire? Nationen, Völker, die jahrhundertelang frei waren, kann man nur vorübergehend knechten. Aber wehe euch, wenn sich die Völker einmal erheben! Dann möchte ich nicht Deutscher sein. Oder mit Deutschen etwas zu tun haben.

Gut, dass der Radio weg ist. Lieber keine Nachrichten als schlechte. Die deprimieren einen nur. Wenn's einmal kracht, werden wir es schon erfahren.

Viel Militär auf der Strasse, Marschkolonnen, Train, Artillerie, alles julierwärts. Ich allein auf Wache: ein Witz. Ich habe nicht einmal eine Waffe, ich könnte höchstens auf der Trompete ein Signal blasen, aber welches? Wahrscheinlich ist Wache einfach Vorschrift. Die andern haben Korpsmaterial verladen, Munition, Bürokisten, haben die Werkzeuge zurückgegeben, die wir gestern requiriert haben. Ich bin froh, dass wir wegkommen. Gestern beim Requirieren musste der Feldweibel

mehr als einmal die Pistole ziehen. Das sind sture Leute hier.

«Tuffli, wo kommen wir hin?» Er ist Büroordonnanz, er muss es wissen.

«Nach Sargans oder nach Davos.»

Sargans ist ein Loch in unserer Grenze. Immerhin hat es dort Festungen, ein ganzes System. Zudem ist die Festung Sargans ein selbständiges Kommando ausserhalb der Gebirgsbrigade zwölf, mit eigenen Truppen. Also kommen wir nach Davos. Dort wimmelt es von Deutschen. In Zivil, vorläufig, aber wer weiss. Davos muss man immer im Auge behalten.

Rothenbrunnen, 13. Juni 1940

«He, Spescha, was machst du da?»

«Schau». Er hält mir die flache Hand hin. Quer auf der Handfläche liegt eine scharfe Patrone.

«Wo hast du die her?»

«Gespart. Ich zügle sie jeden Tag vom Exwaffenrock zum Ausgangswaffenrock und umgekehrt.»

«Komisch.»

«Gar nicht komisch. Vielleicht brauche ich sie bald einmal.»

«Du hast doch immer scharfe Munition in der Patronentasche.»

«Nicht im Ausgang. Einen Karabiner findet man immer, wenn's pressiert, aber keine Munition.»

«Was hast du damit im Sinn?» Will er sich erschiessen? Er schaut sich vorsichtig um, wir sind allein im Kantonnement.

«Die bekommt unser Bataillönler, im Moment, wo es losgeht. Das ist ein Nazi. Du bist keiner, sonst hätte ich dir nichts gesagt. Aber trotzdem pscht.»

Späte Anmerkung

Ob unser Bataillonskommandant wirklich ein Nazi war, weiss ich nicht. Damals hielt ich es für möglich. Heute vermute ich, er gehörte zu jenen schlecht beratenen Patrioten, die aus Sorge um unsere staatliche Unabhängigkeit und Unversehrtheit glaubten, es sei dem Lande gedient, wenn man alles unterlasse, was die deutschen Machthaber zum Zorn reizen könnte. Jedenfalls gehörte er zu jenen berüchtigten «Zweihundert», die im November 1940 eine Petition an den Bundesrat richteten, des Inhalts, er möge dafür besorgt sein, dass von schweizerischer Seite alles vermieden werde, was den Unwillen der Machthaber in Deutschland erregen könnte. Beabsichtigt war damit zweifellos die Knebelung der freien Presse, die Einschränkung der Rede- und Versammlungsfreiheit, des Streikrechts, sofern es die Produktion von Rüstungsgütern für Deutschland hätte beeinträchtigen können. Gefordert wurde auch eine Reduktion der mobilisierten Truppen. Voraussetzung der Eingabe war die Annahme, die in grossen Teilen Europas eingeführte Neue Ordnung (= Naziherrschaft) erweise sich von Dauer.

Einer der Mitunterzeichner hat mir lange nach dem Krieg, als die dubiose Sache ans Licht gekommen war, erzählt, wie es zugegangen war, dass der gesamte Bataillonsstab, angefangen beim Kommandanten, über dessen Stellvertreter, Adjutanten, über den Quartiermeister usw. bis hinunter zum Nachrichtenwachtmeister die Petition unterschrieb: Am Vorabend der Entlassung des Bataillons, also am 8. November 1940, wurde wie üblich gefeiert. In vorgerückter Stunde legte der Oberstleutnant seinen grösstenteils alkoholisierten Untergebenen den Unterschriftenbogen vor, begleitet von der Erklärung, der Bundesrat müsse in seinen Bemühungen, unsere Unabhängigkeit zu bewahren, unterstützt werden. Es war eine Szene wie in Schillers «Wallenstein» («Die Piccolomini», vierter Aufzug, sechste Szene), wo auch keiner wusste, was er eigentlich unterschrieben hatte. Jedenfalls erinnerte sich später keiner des genauen Wortlautes, denn er hatte ihn überhaupt nicht gelesen. Es ging ja offensichtlich darum, dem Chef eine Gefälligkeit zu erweisen, und im übrigen traute ihm keiner unehrenhafte Absichten zu. Auch ich glaube nicht, er hätte sein Bataillon im Ernstfall absichtlich so geführt, wie die deutschen Angreifer es wünschenswert fanden.

Im übrigen gab es damals sogar Bundesräte, die öffentlich davon redeten, man müsse sich

den Realitäten anpassen. (Andere, denen dies offenbar schwerfiel, nahmen den Hut: Gerade in jenen Novembertagen wurde die Demission Bundesrat Mingers, des Vorstehers des Militärdepartements, bekanntgegeben, ebenso der Rücktritt Bundesrat Baumanns.) Man brauchte also weder ein offener noch ein heimlicher Nazi zu sein, wenn man zur Zurückhaltung riet. Viele der Unterzeichner kamen sich wahrscheinlich sogar als besonders gute Schweizer vor, so ganz bestimmt unser späterer Batallionskommandant, damals Stellvertreter des Oberstleutnants. (Dieser führte gleichzeitig ein Grenzschutz-Regiment und war deswegen oft abwesend.) Ich habe ihm gegenüber Ursache zu persönlicher Dankbarkeit: Ohne sein direktes Eingreifen hätte ich meine erste Stellvertretung nicht übernehmen können, und ich bin durchaus nicht das einzige Beispiel dafür, dass er sich an höherer Stelle persönlich für einfache Soldaten einsetzte. Da war der Oberstleutnant schon eher der Typ des Herrenmenschen. Trotzdem mag dieser davon überzeugt gewesen sein, sich für eine gute, notwendige Sache zu verwenden. Dass er, um seinen Zweck zu erreichen, seine Autorität und die Abhängigkeit seiner Untergebenen missbrauchte, stellt allerdings weder der Sache noch ihm selbst ein gutes Zeugnis aus.

Die Frage, ob der Gefreite Spescha (der Name ist geändert) sein Vorhaben ausgeführt hätte, kann ich ohne Zögern bejahen. Ungefähr zwei Jahre später landete der damalige Kommandant der Gebirgsbrigade zwölf, ein überstrenger, polternder Haudegen, dem das geringste Fingerspitzengefühl dafür fehlte, wie man mit Bündner Soldaten schicklich umgeht, in einem tiefen Tobel. Er brauchte Monate, um seine Verletzungen auszukurieren. Es gab natürlich eine militärgerichtliche Untersuchung über diesen Fall. Sie kam zu keinen Ergebnissen. Nur soviel: Spescha war nicht dabei. Seine Motive und die Beweggründe der Brigadier-Attentäter deckten sich auch keineswegs, aber in beiden Fällen spielte mit, dass man sich gegen Unzumutbares zur Wehr setzen müsse. Es ist dies ein tief eingewurzelter Wesenszug der Bündner, für den es in der Geschichte genügend Belege gibt. Ein bekanntes Beispiel aus neuerer Zeit ist der als Meuterei bezeichnete unbefohlene Abmarsch eines ganzen, stundenlang im Regen wartenden Regiments nach den sogenannten Flüela-Manövern 1912. Auf gleiche Weise demonstrierte eine Mitrailleur-Kompanie Ende Juni 1940 in Thusis gegen ihre schlechte Führung.

Es ist möglich, dass die Brigadier-Affäre höheren Orts als Sturmzeichen verstanden wurde. Der äusserst unpopuläre Offizier wurde 1942 zum Divisionär befördert und verschwand vom Bündnerboden. Nachfolger wurde der Basler Dr. Paul Wacker, der bis zu seiner eigenen Ablösung (1945) das zerschlagene Porzellan meisterhaft zu flicken verstand. Ich selber konnte ihm in seiner schönen Wohnung in einem der alten Häuser an der Berner Junkerngasse mit Worten, die vermutlich jeder Bündner Soldat unterschrieben hätte, das Bedauern über sein Ausscheiden ausdrücken. – Wir gönnen es Ihnen ja von Herzen, dass Sie mehr Gemüse auf den Hut bekommen haben, aber es wäre uns lieber gewesen, wenn Sie bei uns geblieben wären. Er verstand diese Worte wie sie gemeint waren, als Kompliment, lachte aber darüber wie über einen guten Witz.

Klosters, 22. Juni 1941

Die Deutschen im Angriff auf Russland! Jetzt wird es mir langsam wohler zumute. Zusammen hätten sie die halbe Welt in die Tasche stecken können. Als Gegner beissen sie sich gegenseitig die Zähne aneinander aus. Die Tage der Nazis sind gezählt, auch wenn es noch Jahre dauern kann, bis es offen sichtbar wird. Die Russen dürfen allerdings auch nicht als leichte Sieger übrigbleiben. Als Sieger ja, niemand sonst wird mit den Nazis fertig, aber auch am Ende ihrer Kraft, sonst wechselt die Bedrohung bloss die Farbe.

Nächsten Samstag werden wir entlassen, nach nur zweiwöchigem Dienst. Es scheint, wir sind irrtümlich aufgeboten worden! Für mich hatte es das Gute, dass ich vom Schillingsrain wegkam. Nochmals dorthinschicken lasse ich mich nicht. Es gibt auch noch andere Stellvertretungen im Baselbiet. Das schreibe ich dem

Inspektor Bührer, wenn ich mich bei ihm melde.

Auf den Marsch über den Sertigpass und das Val Tuors hinaus nach Bergün freue ich mich. Nur nicht mit Herumgeigen die Zeit totschlagen. Die meisten andern hassen Manöver, mir machen sie Spass.

Rothenbrunnen, 14. Dezember 1941

Noch immer habe ich mich nicht an dieses Zimmer gewöhnt. Ich habe es mir ganz anders vorgestellt, ein richtiges Arbeitszimmer mit Büchern und Radio. Das hier ist ein gewöhnliches Schlafzimmer ohne Tisch, und heizen lässt es sich auch nicht. Nun ja, in der Nebenstube ist es warm, und ich bin dort ungestört. Für die Schule arbeiten kann ich ja im Schulzimmer, dort ist es auch warm, aber die gemütliche Bude, die ich mir immer vorgestellt habe während diesen sechs Wochen Dienst in Schnee und Regen und auf den endlosen Nachtmärschen im unteren Toggenburg, auf die warte ich noch. Diesen Sommer, in Rümlingen bei Pfarrer Bopp und in Münchenstein bei Wernlis, hatte ich sie.

Einen Radio sollte man haben. Nun ja, am nächsten Tag steht alles in der Zeitung, aber bis Herr Schmidt sie gelesen hat, dauert es seine Zeit. Das Wichtigste weiss ich immerhin: Rückzug der Deutschen vor Moskau, Rückzug Rommels in Nordafrika. Es ist also doch ein Kraut gewachsen gegen sie. Weder die deutschen Soldaten noch ihre Generäle sind Götter. Auch sie kochen mit Wasser, bzw. gegenwärtig mit Schnee. Das ist zwar noch nicht der Anfang vom Ende, aber vielleicht das Ende vom Anfang, wie Churchill letzthin sagte.

Chur, 23. November 1942

«Kalatsch», sagt er, «jetzt sitzen sie in der Falle. Die sechste Armee ist eingeschlossen. 350 000 Mann.» Er sagt es fast belustigt, jedenfalls im Tone einer erfreulichen Nachricht. Offenbar hasst er die Deutschen, begreiflicherweise, er hat ja in Spanien gegen sie gekämpft, und seither hat er einen Knacks. Man kann die Deutschen natürlich auch ohne Knacks hassen, aber man kann nicht in Spanien gegen sie kämpfen und zwei Jahre später jedes Wochenende in ihrer Uniform herumlaufen und die Woche durch für sie spionieren, wenn man keinen Knacks hat.

«Noch könnten sie ausbrechen, aber dieser Wahnsinnige in Rastenburg gibt das nicht zu. Was der deutsche Soldat hält, kann ihm keine Macht der Welt wieder entreissen, hat er vor zwei Wochen gesagt. Keine Macht der Welt, haha! Wie war das denn letztes Jahr vor Moskau? Und jetzt also soll es bei Stalingrad keinen Rückzug geben. Auch gut. Jetzt gibt es dann halt eine Kapitulation.»

Das ist natürlich Tarnung. Er ahnt nicht, dass ich alles weiss: Dass er als Fahnenjunker der Waffen-SS seinen Zug auf schweizerische Art kommandiert hat, jedes Wochenende irgendwo im Vorarlberg oder Allgäu, damit man, wenn es gegen uns losgeht, unsere Armee durch Saboteure in Schweizer Uniformen von innen her aufknacken kann. Er darf auch nie erfahren, dass ich es weiss.

Bern, 7. Juni 1944

Also doch! Man hat lange vermutet, dass die Alliierten irgendwo losschlagen werden. Es war ja auch Zeit. Sie hätten nicht warten dürfen, bis die Russen Berlin erobert haben. Ich tippte eher auf Norditalien, von der Poebene aus braucht man nur der Route zu folgen, die Bonaparte 1797 eingeschlagen hat. Die andern meinten, die Nachschubprobleme wären nicht zu bewältigen gewesen. Es gibt aber bereits alliierte Truppen in Italien, und der Nachschub funktioniert.

Nun hat er also seinen richtigen Zweifrontenkrieg! Myriam, die baseldeutsch sprechende Engländerin, ist aus dem Häuschen. (Die Deutsche, Fräulein Waltert, tut, als wisse sie von nichts. Übrigens hat meine Schwiegermutter den Friedensnobelpreis verdient: Sie beherbergt Botschaftsangehörige verfeindeter Staaten unter dem gleichen Dach!) Die Invasion ist offenbar gelungen, weil sie überraschend kam, zeitlich und örtlich. Ich glaube nicht, dass die Deutschen es fertigbringen, die bereits gelandeten Truppen ins Meer zurück-

zudrängen. Das wäre in den ersten Stunden möglich gewesen. Jetzt ist es zu spät.

Wir sind alle sehr aufgeregt, kriechen fast in den Radio hinein. Wie soll ich da mein Buch beenden können!

Chur, altes Stadtspital, 27. Juli 1945

Was haben wir nicht alles für Internierte gehabt seit dem Sommer 1940! Die ersten waren Franzosen und Polen in französischer Uniform. Sie trugen ein bonnet de police mit einem spitzen Horn vorn und hinten, Wadenbinden, die Offiziere das képi (die polnischen ihre Tschapka), einen breiten, zweidornigen Ceinturon, im Winter einen Kaputt ähnlich dem unsern, bloss in Khaki. Über die Schweizer Soldatenkost rümpften die Franzosen die Nase. Ich habe selber gesehen, wie sie im Wald bei Rongellen kübelweise gekochte Teigwaren vergruben (Nous ne sommes pas des bouffe-pâtes). Im Februar 1941 kehrten sie heim, die Polen blieben (im Lager bei der Station Realta: Oberleutnant Pstruszynski, der meiner Schwester Agatha den Hof machte und immer wieder auf Besuch kam. Der Radiologe Major Puchalski, häufiger Gast im Hause Schmidt in Rothenbrunnen. Ihm verdankt Conradin, dass er noch am Leben ist: Puchalski erkannte als erster die ständigen Kopfschmerzen als Tumorsymptome und drängte Conradin zur Operation.)

Wer kam nachher? Italiener nach dem Sturz Mussolinis. Auch die hausten vorübergehend in Realta. September 1943 in St. Moritz, nachdem wir alarmmässig aufgeboten worden waren: Jeden Abend ganze Postautoladungen vom Bergell herauf. Italiener, kriegsgefangene Griechen. Australier und Engländer in ihren Afrika-Uniformen. Italienische Zivilisten, meist Juden, mit Koffern und Pappschachteln. Sie blieben zwei Wochen in Quarantäne und wurden dann verteilt. (Wohin? Jedenfalls in Realta gab es keine von dieser Sorte.) Im Spätwinter dann die Wlassow-Kosaken, d.h. Kosaken waren es ja eigentlich nicht, man nannte sie nur so. In Wirklichkeit waren es Aserbeidschaner und Kalmücken aus der Uferregion des Kaspischen Meeres, alles Moslems. Am islamischen Neujahr zogen sie, zur Musik von schrillen Flöten tanzend, durchs Dorf. Man hatte sie in Frankreich zur Bekämpfung der Résistance eingesetzt, und es wurde behauptet, es habe auf deutscher Seite keine grausamere Truppe gegeben. Bei uns liefen sie frei im Dorf herum, kauften Süssigkeiten und hatten an kleinen Kindern den Narren gefressen. (Hélène erschrak fast zutode, als Bethli im Bäckerladen plötzlich ihre Ärmchen nach einem der wilden, schwarzen Gesellen ausstreckte und sich von ihm schaukeln liess.)

Nun also deutscher Volkssturm. Alte Männer zumeist, Bauern, Handwerker, fast alle aus der Gegend von Freiburg. Allerdings hat es ein paar junge, finster blickende Burschen dabei, die ich im Verdacht habe, besonders intensiv mitgemacht zu haben. Die Alten sind fröhlich, haben das Gefühl, mit einem blauen Auge davongekommen zu sein, und man wird sie ja wohl auch bald nach Hause entlassen. Ihr Schweizer Fourier hat mir erzählt, sie schmissen alle Lebensmittel: Suppenwürfel, Teigwaren, Dörrzwetschgen, Fleisch in den gleichen Kessel. Warum nicht, wenn sie das gut finden.

Eigentlich sollte ich Offizierssold bekommen, ich bin der Höchste auf der Adjutantur, fast ein Kreiskommandant, denn ich suche aus den Mannschaftslisten alle jene heraus, die dem Vaterland noch Diensttage schulden. (Ich auch! Ich habe mich gestrichen, man soll ja bekanntlich dem Ochsen, der da drischt, das Maul nicht verbinden). Dann lasse ich durch Fräulein Sägesser die kurzfristigen Aufgebote tippen, bringe sie aufs Kreiskommando zum Unterschreiben und habe dann das Vergnügen, der Hälfte der Aufgebotenen am Telefon klarzumachen, dass sie entweder einrücken oder Pflichtersatz zahlen müssen. Komischer Abschluss meiner Aktivdienstzeit!

Noch zehn Tage. Die fünf Wochen brauche ich nicht fertigzumachen, sonst verpasse ich den Anfang des Neuenburger Ferienkurses. Leutnant Muggler begreift das. Er ist effektiv Brigadekommandant, wenigstens die Woche durch, immerhin für Urlaubsangelegenheiten zuständig.